

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Gabriele Eckart**

**Der gute fremde Blick**

*Eine (Ost)deutsche entdeckt Amerika*

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung  
von Text und Bildern, auch auszugsweise,  
ist ohne schriftliche Zustimmung des  
Verlagsurheberrechtswidrig und strafbar.  
Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung,  
Übersetzung oder die Verwendung in  
elektronischen Systemen.

© Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 2017

# *Inhalt*

## I

Texas, 1988	11
Amerikanische Touristen in Europa, 1988	25
Minnesota, 1989	27
Alaska, 1990	39
Utah oder Amerika nach vier Jahren, 1991	45

## II

Die Porträts	57
Eine (Ost)deutsche in New York	60
Ein Maler der Wüste	81
Ein Teenager	101
Eine Schwarze mit weißem Ehemann	110
Ein Millionär	125
Ein Peruaner in den USA	138
Eine Dakota-Indianerin	153
Ein Historiker	173
Ein Goldgräber	192
Eine Bürgerrechtlerin der Homosexuellen	206
Ein junger Einwanderer aus Jamaika	232
Kamikaze-Kid oder Ein Vietnam-Veteran	247

# I

## *Texas, 1988*

### I

Wir DDR-Bürger sind Windflüchter, erkannte ich einst auf der Insel Hiddensee, angesichts der sturmgebeugten Kiefern: Das Andenken gegen den Widerstand macht unsere Identität aus; in einer Gesellschaft normal gewachsener Leute können wir nicht bestehen.

Nun bin ich, Windflüchter, in Amerika.

Nach einem Zwischenspiel von drei Monaten in Westdeutschland, wo mir der Wind diesmal nur aus anderer Richtung zu pfeifen schien: Vom-Terrorismus des Staates war ich in jenen des Marktes gekommen und fürchtete mich wegen meines dort wahrlich verkehrten Wuchses.

Und in den USA? Hier ist mir wohl, merkwürdigerweise: weiß mich doch mein zeitungsbelesener Kopf im ärgsten Kapitalismus der Welt! NIEMAND jedoch tritt mir Neuankömmling aus Futterneid gegen das Schienbein. Und die Menschen scheinen mir von der Jagd nach dem Geld nicht verhärtet zu sein. Gelassen, entspannt wirken sie auf mich (ausgenommen eine Kollegin: eine karrierebesessene Deutsche). Täusche ich mich? Ist mein Wahrnehmungsvermögen von den Strapazen der letzten Monate in Ost- und Westdeutschland getrübt? Darüber sinnend warte ich an einer Ampelkreuzung auf Grün. Endlich wird es angezeigt. Der Wagen vor mir fährt auf die Kreuzung. Hält. Die Fahrerin winkt einem in der Nebenstraße auf Grün wartenden

Toyota. Ein vielleicht sechsminütiger Hausfrauenklatsch im Südstaatenlang, irgendwas über red snapper... sieben Autos warten. Das Ampellicht wechselt. Kein einziger Fahrer hupt, schreit, explodiert. Nachher rollt man friedlich weiter. An einem der Wagen, deren Fahrer großzügig gewartet hat, entziffere ich einen Sticker: My wife yes, my dog maybe, my gun never!\*

Zumindest einer also war mit Gewißheit weder Pastor noch Philosophieprofessor, sondern amerikanischer Redneck, der, als Zeichen seinesgleichen, mit Stärke prahlt. Vermutlich wählte er Reagan.

Woher haben diese Leute die Geduld?

Du bist nicht in New York, sagt meine Freundin lächelnd, Austin ist eine Kleinstadt!

Gewiß, doch ist meine »Kleinstadt« die Hauptstadt von Texas, dieses, wie man sagt, Amerika hoch zwei (bezogen auf die Anzahl Flinten sowie das Maß des auf mich lächerlich, jedoch nicht gefährlich wirkenden Patriotismus – in jeder Blickrichtung eine Flagge am Mast, wo du auch hinsiehst ein Schild: Don't mess with Texas!). Möglicherweise geht der Metabolismus hier langsamer, sage ich mir (Texas liegt auf der Höhe der Sahara), bis mich in Ohio, Minnesota, Oregon und wohin ich auch komme die gleiche Rücksichtnahme, ja Freundlichkeit anrührt, sowie die Bereitschaft zu helfen. (Weshalb seid ihr so hilfsbereit? Wir, sagt mein Gesprächspartner, sind ein Einwanderungsland. Wenn meinem Großvater, er kam aus Schottland, keiner geholfen hätte, lebte ich heute nicht hier.) Immerhin, sagt in mir ein Rest Widerstandswille, bist du kein durch den Grenzfluß geschwommener Mexikaner! Dann besiegt mich der amerikanische Charme. Ich beschließe zu bleiben.

Auch bedarf, wer dem Ghetto DDR entkam, eines großen Landes.

\* Meine Frau geb ich her, meinen Hund vielleicht, mein Gewehr niemals.

Natürlich drücke ich mir die Daumen, mein zukünftiger Präsident möge, wenn schon nicht Jackson, so wenigstens Dukakis heißen.

2

Jesse Jackson als Präsident? Ihr seid verrückt. Jackson ist Prediger, ohne Erfahrung im Administrieren.

Das ist immer die Ausrede, wenn einer nicht zugeben möchte, daß er einem Schwarzen nicht zutraut, Präsident zu sein.

Dieser kurze Wortwechsel ist das einzige zum Thema Präsidentschaftswahl, das ich (während den Zeitungen nach der Wahlkampf »tobte«) im Freundes- und Kollegenkreis zu erhaschen vermag. Versuche ich, ein Gespräch zu provozieren, zuckt man die Achsel: Washington ist weit, für Texas macht es nicht viel Unterschied, wer dort regiert. Im Gegensatz dazu diskutiert man allenthalben eifrig über eine bevorstehende Kommunalwahl. Nicht mehr als das bringe ich mit einer tüchtigen Portion Aufdringlichkeit (im amerikanischen Mittelstand vermeidet man das Gespräch über Politik, Religion und Sex) in Erfahrung: die Professoren sind zumeist liberal, die Studenten konservativ gesinnt, man wählt entsprechend. Es erstaunt mich.

Ist das eine vorübergehende Zeiterscheinung, eine Komponente der YUPPI-Generation? Was bedeutet es? Alle scheinen mir »unpolitisch«, oder irre ich mich?

Meine beiden einzigen »politischen« Erlebnisse in sechs Monaten USA: An einem presbyterianischen College findet ein Schönheitswettbewerb für Männer statt. Als »Mister Austin« gewählt wird, der einzige Schwarze unter den Kandidaten, ein schlaksiger, bebrillter, charismatischer Jüngling, Beifallsschreie unter den (zumeist weißen) Studenten. In sei-

ner Dankesrede gibt der Schwarze zu verstehen, er habe sich mit der Wahl dieses Colleges, das einen fortschrittlichen Ruf genießt, nicht geirrt.

An einem anderen College eine Auszeichnungsveranstaltung für die sechs leistungsstärksten Studenten. Einer von ihnen weist zornig die ihm zugedachte Medaille zurück: Dieses (private) College investiere Geld in Unternehmen, die mit Südafrika Handel treiben. Wie reagiert der Präsident der Bildungseinrichtung? Er umarmt den Studenten. Manche rufen: Heuchelei! Tage später wird ein Neger-Shack, den Studenten als Ausdruck ihrer Solidarität mit den Schwarzen in Südafrika auf dem Campus errichtet haben, über Nacht niedergebrannt.

Ich erlebe das Amerika der Universitäten. Das ist nicht AMERIKA, sagt man mir. Der charakteristische Amerikaner halte Bildung für unnütz und lächerlich. Kurzbehost, eine Schirmmütze (zumeist mit Reklamespruch) auf dem Kopf, der Schirm zeigt nach hinten, umrundet er, auf seinem Rasenmäher sitzend, genüßlich sein Grundstück, als dessen großes Kunstwerk er die Plastikkuh im Vorgarten bewundert. Mehr als zweihundert Meilen ist er aus seinem Heimatort nicht hinausgekommen. Ein Buch (die Bibel ausgenommen) hat er nie gelesen. (Schriftstellerin sind Sie. Was ist das?) Naiv und arglos sperrt er Haus und Wagen niemals ab, denn Verbrechen gebe es nur in den Slums, die so weit weg sind wie Washington oder der Mond. Auf wie viele Amerikaner trifft dieses Klischeebild zu? Ich schätze auf ein Drittel. Das ist mithin auch nicht AMERIKA. Ist's das der Slums? Ist es das glitzernde Amerika der Aussteigerkommunen, das der Propheten? NEW AGE THINKING ist derzeit der letzte Schrei. Halb Amerika meditiert nach der Überzeugung, »that we are limited only by our belief system«. Die Meditierenden, häufig in Quantentheorie bewandert, glauben an Inkarnation und die Chance, durch Meditation die Welt zu erretten.

Und »alle diese Amerikas« suchen auf Grund der ihnen gemeinsamen historischen Wurzellosigkeit nach etwas wie einer Identität, nach einer Selbstdefinition. Das ist für mich der einzige sichere Grundzug des amerikanischen Lebens, und natürlich mag ich ihn, weil ich, ehemals Windflüchter, selbst auf der Suche bin. Diese Heterogenität ist es, die mich, Abkömmling eines egalitären Systems, an Amerika reizt. Kurz, gleichsam spielerisch, tauche ich in die »Amerikas« ein: bin zu Gast bei Feministinnen, Hutterern, Buddhisten (weil ich den japanischen Akzent nicht rechtzeitig verstehe, werde ich in einem Tempel, ausstaffiert mit goldenen Lotosblumen, buddhistisch getauft), bei religiösen Fundamentalisten, Homosexuellen, New-age-thinking-Wahrsagern. Sie alle sitzen, mehr oder weniger, auf ihren Rasenmähern, haben mehr oder weniger Bildung, gehören mehr oder weniger diesem oder jenem Amerika an. Dieses Gemenge ist faszinierend. Hier vermag ich wieder neugierig zu sein, auch auf mich.

1854 wanderten fünfhundert Sorben unter ihrem Pastor Kilian aus Preußen nach Texas aus, um ihre Sprache sowie ihre kulturelle Identität vor den Deutschen zu retten. Im gelobten Land stießen sie auf entsetzliche Hitze, Wassermangel, Indianer, und es blieb ihnen nichts weiter übrig, als sich mit den Einwanderern ringsum zu assimilieren. Das waren in Texas fast ausschließlich Deutsche. Heute spricht in Texas niemand mehr Sorbisch, keiner pflegt die sorbische Kultur. Ein Witz der Geschichte, sagt man. Doch eine Tragödie? Sie überlebten. Sie bauten Häuser, zeugten Kinder, sie definierten ihr Dasein neu. Aus Untertanen wurden Bürger! Letzteres vor allem ist für mich die Geschichte Amerikas, der, man mag einwenden, was man will, dienstältesten Demokratie der Welt.

Kein alter Marktplatz in Amerika, kein Fachwerkhaus, nicht eine einzige Ritterburg. Die Städte sind keine. Um eine Handvoll Wolkenkratzer ein Sammelsurium von weißangestrichenen Holzhäuschen, teils mit korinthischen Säulen, neben Holzkirchen, der Gotik nachempfunden, golden und silbern bepinselt. Zwischen alldem überlebensgroße Plastikrehe/kühe/pelikane, japanische Tempelchen, Christbäume, das ganze Jahr über im Lichterschmuck, mit hölzernen Pferdeköpfen garnierte Zäune. Nicht zu reden von den Reklameschildern, »Little Debby has a snack for you!«

Das alles überragt noch in Arkansas ein siebzig Fuß hoher Christus aus weißem Stein, mit ausgebreiteten Armen. An jedes Handgelenk könne man, prahlen die dorthin wallfahrenden Amerikaner, ein Auto hängen, ohne die Statue zu beschädigen.

– Was heißt auf amerikanisch Kitsch, frage ich, vom Kulturschock eine Träne auf der Wange, meinen Freund, der hier bereits zwanzig Jahre lebt.

– Sie haben kein Bewußtsein dafür, mithin kein Wort.

– Keinen Geschmack, sage ich spöttisch.

– Geschmack? Welchem Deutschen ist dieser Luxus zu eigen? Ihr seid dort nur autoritätsgläubig. Meine Großeltern in Schleswig-Holstein schauten, welche Bilder den Gelehrten im Dorf, Bürgermeister, Pastor, Lehrer, die Wände zierten, die gleichen hängten sie sich selbst auf. Der Amerikaner ist antiautoritär. Sein persönlicher Geschmack gilt ihm als verbindliche Norm für die Menge an Wand sowie Land, über die er verfügt. Mag sich der Nachbar eine hölzerne Akropolis in den Vorgarten stellen, er pflanzt sich bedenkenlos ein orangefarbenes Plastik-Rentier oder einen Gipsabguß der Freiheitsstatue hin.

Um die Grundstücke selten Zäune. Gelegentlich ein Aufge-



bot an Ramsch: Dahinrostende Autos, alte Waschmaschinen, Kühlschränke, Polstermöbel, aus denen eine Sprungfeder oder ein Büschel Stroh spießt. Wie ein einziger großer Campingplatz gibt sich mir Amerika zu erkennen. Abwechselnd atemberaubend schön und atemberaubend schäbig, je nach den Einsprengseln der Natur (wobei mir das Gras natürlich grüner scheint als zu Hause) und der Art und Weise, wie der Individualismus an gebauter Umwelt mit ihnen korrespondiert.

Allmählich gewöhnt sich mein Auge an die Kontraste, mein Kulturschock löst sich auf, und, ehe ich mich versehe, gewinne ich dieses verrückte Amerika lieb. Diese Leute, blitzt es dann und wann durch mein Gehirn, sind außerstande, nach Marschmusik zu funktionieren, unbegabt zu jedweder Organisation.

Verrückte Folge: Propheten, Dissidenten, Hungerleider oder wer auch immer aus der übrigen, diktaturgeschüttelten oder allmählich verrottenden Welt suchen auf diesem gemütlichen Campingplatz Zuflucht. Um ihn vor Übervölkerung zu schützen, führen sich, ich spreche aus eigener Erfahrung, amerikanische Konsularbeamte mit einer Rabiathheit auf wie kommunistische Funktionäre. Nur mit dem Unterschied, daß sie lächeln. Unerschütterlich halten sie, während sie dir den Dolch auf die Brust setzen, an ihrem keep-smiling fest.

4

Nächtlicher Dialog:

- Wach auf, du schreist! Träumtest du schlecht?
- Die beiden Deutschlande...
- Sind nur zwei Backen, mehr nicht, um dasselbe Arschloch...

Letzteres assoziiert offenbar die deutsche Geschichte. Ich grübele den Rest der Nacht darüber nach. In der DDR wurde nach dem Krieg kurzerhand eine neue Diktatur über die alte gestülpt, in der Bundesrepublik wurde über sie Gras gesät. Die Grasdecke ist zu dünn, eine Art Giftgas scheint aus dem Grund zu quellen, das die Menschen rastlos und aggressiv macht.

Die Amerikaner dagegen haben es, angesichts ihrer Geschichte, gewiß nicht schwer, unbekümmert und freundlich zu sein. Keine KZs, keine zerbombten Städte. Zwar entstand das Land durch Raub, Mord und Betrug, doch lang ist's her, und mit historischem Erinnerungsvermögen scheint es ohnehin nicht sonderlich gut ausgestattet zu sein.

Am Morgen erreicht mich ein amtlicher Brief von einer Versicherungsgesellschaft. Der Text: Liebe Gabriele, anbei deine Versicherungskarte. Falls du noch Fragen hast, ruf mich bitte an. Ich wünsche dir einen glücklichen Aufenthalt in Amerika. Deine Molly.

Verwirrt stelle ich fest, daß auch die Versicherungskarte nur meinen Vornamen trägt. Ich rufe an. Oh, das macht gar nichts. Zu meiner Beruhigung, sagt die Angestellte, könne sie mir eine neue Karte mit meinem vollständigen Namen ausstellen. Ich möchte gerade ein bißchen laufen und mache mich zu Fuß auf den Weg. Zwei Autos halten: Ist was passiert? Können wir Ihnen helfen? Im Stadtzentrum schmettert mir jeder Fußgänger ein Hi! oder Hallo! entgegen. Ich treffe Bekannte aus dem vergangenen Jahr, die mich für den Abend in ihr Haus einladen. Danke, sag ich, aber hab keine Zeit, muß schreiben. Schreiben kannst du zu Hause, hier in Amerika ruhst du dich aus. Es gibt, sag ich, kein Zuhause mehr. Endlich begreifen sie und beginnen zu meinem Erstaunen zu weinen. Das gewiß zu erwartende Heimweh möge, sie wünschen es mir, nicht ein

ebensolches Gefängnis wie mein früheres Fernweh werden. Falls du mal nicht weiterweißt, ruf uns an!

Ob ich denn Kartoffeln auf den Augen hätte, sagt ein west-deutscher Student, diese amerikanische Freundlichkeit sei nichts anderes als Heuchelei. Wenn du, How are you? gefragt, sagst, du habest die Grippe, sehen sie dich betreten an. Fine! mußt du brüllen, auch wenn es dir hundsmiserabel geht. How are you, sage ich, heißt Guten Tag! Darauf erklärst du auch in Deutschland nicht dein Befinden.

Woher rührt diese Amerikafeindlichkeit? In Frankreich, erzählen mir Amerikaner verwundert, würden sie in einigen Restaurants nicht bedient. Der Vietnamkrieg? Die Franzosen wüteten in Algerien. Soeben höre ich im (deutschen) Radio vom erlesenen Gastmahl, das Gorbatschow in Moskau für Reagan gab. Darauf wird spekuliert, was Reagan ihm wohl in der amerikanischen Botschaft vorsetzen werde. Hä-misch, daß es mir kalt über den Rücken läuft, die Antwort: Wahrscheinlich Hamburger auf Plastiktellern!

Warum speit ihr nur gegen Amerika? Ich frage in Texas zwei deutsche Austauschlehrer, die, was sie auch sehen und erleben, in einem Maße und so lauthals verächtlich machen, daß es mir peinlich ist. Sie denken nach. Dann sagt der eine: Wir nehmen den Amis übel, daß wir amerikanischer sind als sie. Amerikanischer? frage ich. Doch wir können uns, sie aus West-, ich aus Ostdeutschland, nicht unterhalten, jedes Wort ist verschieden besetzt. Merkwürdigerweise erinnert mich ihre Art der Verächtlichmachung Amerikas an jene der DDR-Medien, denen ich, instinktiv, jedes Wort im Mund umgedreht hatte. Rührt daher meine Amerika-Euphorie?

Amerika wird arm. Selbst Texas, das durch Öl und Rindvieh in einem unanständig zu nennenden Maße reich war. Die Bürotürme in Austin stehen leer. Häusermakler schließen ihre Geschäfte. In den shopping-malls indessen wird gekauft, gekauft. Womit bezahlst du? Mit einer ungedeckten Kreditkarte, lacht eine Bekannte, die ich beim Einkauf treffe. In jeder Stadt, die ich zum erstenmal betrete, frage ich: Was wird hier produziert? Nichts. Die Bevölkerung arbeitet im Dienstleistungsbereich. Das Konsumierte (Nahrungsmittel und Hochelektronisches ausgenommen) wird importiert. Warum produziert man nicht mehr? Amerika ist eben faul geworden.

Ab und an verkauft man einen Wolkenkratzer an die Japaner. In den Neunzigern, schreibt Newsweek, heiße es in Amerika: »head for home, settle back and enjoy a little snooze«. Mit dem Schläfchen hat es bereits angefangen. Als Folge steigen die Schulden, der Wert des Dollars sinkt. Außerdem, sagt meine Freundin, zahlen wir zu wenig Steuern. Weshalb erhöht sie kein Politiker? Er mache sich unbeliebt, und ein unbeliebter Politiker hätte in diesem Land keine Chance. Kein Amerikaner, den ich kenne, mag darüber nachdenken. Sein japanischer Wagen, Fernsehapparat, Computer, sein koreanischer Rekorder scheinen von Gott gesandt. Statt nachzudenken, meditiert man, sitzt auf Rasenmähern, schläft. Wie geht das weiter? Irgendwie, sagen die Amerikaner gähmend. Es amüsiert mich. Aus irgendeinem Grund hatte ich sie mir arbeitswütig gedacht.

Wie aber werden sie sich benehmen, wachgerüttelt zu einer Schlankheitskur?

Noch eine Anmerkung zur Politik: Wer wählte Ronald Reagan? Nach allen meinen Gesprächen mit Amerikanern hat ihn angeblich niemand von ihnen gewählt. Meine Tante

in Oregon ausgenommen: 1949 erhielt sie in Esperstadt bei Halle einen Brief mit einem Heiratsantrag samt Flugticket aus Alaska: Ein ihr bis dahin unbekannter amerikanischer Soldat hatte sich nach dem Krieg, während er, wacheschiebend, meine Tante mit dem Fernglas beim Kaninchenfüttern beobachtete, heftig in sie verliebt. Am Tag seiner Abreise hatte er meine Tante besuchen wollen, sie war nicht zu Hause gewesen ... Meine Tante flog, heiratete, wurde glücklich und schwärmt, nach der Erfahrung zweier deutscher Diktaturen, für den jeweiligen amerikanischen Präsidenten.

Einen Professor in Missouri, der soeben, als ich ins Büro trete, eine Zeitschrift mit dem Bildnis Reagans auf der Titelseite augenscheinlich angewidert in den Papierkorb wirft, frage ich: Wer hat ihn gewählt? Meine Tante allein kann es wohl nicht gewesen sein.

- Die Rednecks waren's.
- Wieviel Prozent der amerikanischen Bevölkerung machen die Rednecks aus?
- Zugegeben, der Professor errötet, ich wählte Reagan.
- Ein Irrtum?
- Ich würde ihn vermutlich wieder wählen. Mein Herz schlägt für die Demokraten. Doch demokratische Politiker sind Prinzipienreiter. Natürlich, sie nehmen die Politik ja ernst. Innenpolitisch ist das von Vorteil, außenpolitisch nicht, Prinzipienreiter können nicht nachgeben. Kennedy hat, vergessen Sie das nicht, den Vietnamkrieg begonnen. Reagan, ein Schauspieler, liebt über alles schreckeinjagende Gebärden. Er springt, ein Hampelmann, tut, als ob... Zu einem Einmarsch in Nikaragua wird er sich niemals entschließen. Weil er weiß, daß er nur auf der Showbühne, niemals in der Wirklichkeit, zu handeln vermag. Außerdem soll er faul sein, er schläft für sein Leben gern. Amerika, ein Land von Individualisten, benötigt keinen Regierungschef.

Und da nun angeblich solch eine Figur existieren muß, bevorzuge ich, der Professor tritt gegen den Papierkorb, solch eine Pappnase.

Allmählich begreife ich Reagans Erfolg: Keine homogene Gesellschaft ist die amerikanische, sondern ein Konglomerat aus gegensätzlichen Minderheiten. Dieser Präsident hat als Schauspieler die Gabe, allen alles glaubwürdig zu versprechen. Einerseits ist er gegen die Abtreibung, andererseits gegen Gesetze, die gegen die Abtreibung sind. »Speak the Language of Success«, New York 1983, formuliert Reagans Qualifikationen richtig: »Actor. I have played a wide variety of parts, which has given me the ability to appear to be whatever seems most appropriate to the situation at hand. Good hair. Signed R. Reagan.«

Solch ein Kaspar, sagt ein anderer Professor, ist für mich, deutscher Abstammung, nicht völlig ohne Charisma: Reagan herrscht nicht, er quatscht nur, und das auch noch witzig.

## 6

Außer meiner eigentlichen Arbeit an der Universität von Texas (ich unterrichte DDR-Literatur für graduate-Studenten) komme ich Einladungen verschiedener Colleges nach, um als Deutsche den Studenten Fragen über Deutschland zu beantworten.

An einem südtexanischen, lutheranischen College haben die Studenten zunächst keine Fragen. Deshalb frage ich: Wo liegt die Dschidiahr (GDR = DDR)? Keiner weiß es. Dschidiahr, sage ich, ist East Germany. Nun, East Germany liege offenbar in Germany, welches in Europa aufzufinden sei. (In

einer Bar fragte mich kürzlich das Ausschankfräulein sogar, wo Deutschland liege. Mein Freund hatte statt meiner geantwortet: Deutschland ist eine Insel, etwa in der Mitte zwischen Japan und den Philippinen. Die Frau hatte gläubig genickt.)

Und die Mauer? Von ihr haben zwei der Studenten schon gehört, stellen sie sich als eine Art Chinesische Mauer vor, am Ostrand von Deutschland, dahinter beginne Rußland.

Ich erkläre, was die Mauer ist, wo sie steht und daß es zwei Deutschlands gibt. Erzähle, daß ich aus der Dschidiahr komme und nun im Westen lebe. Fragen? Ein Mädchen meldet sich: Was ist Ihre Lieblingsfarbe? Ein junger Mann: Was für ein Auto würden sich Dschidiahr-Bewohner in Amerika kaufen? Das war's. Hinreißend liebenswürdig lächeln mich die Studenten an. Weil noch viel Zeit bleibt, frage ich: Was haben Sie nach Abschluß des Colleges vor? Physiotherapeutin, Bankangestellte, Missionarin, Manager werden, zwei möchten ein Geschäft aufmachen, der eine für Computer, der andere für französischen Wein. Die übrigen haben noch keine Vorstellungen über ihre Zukunft. Warum sie ein College besuchen? Weil man später, sagen sie offenherzig, mehr verdient. Gibt es noch andere Gründe? Nein.

In der Pause im Freien werfen meine Studenten (sie sind Anfang zwanzig) kreischend Kartoffelchips unter den Beinen hervor in die Luft und fangen sie mit dem Mund.

Ich komme mir nicht verloren vor. Keineswegs. Ich könnte hier unterrichten. Zumal sich am Abend bei meiner Lesung herausstellt, daß die Studenten immerhin aufmerksam und begeisterungsfähig sind. Nur muß ich zehnminütlich eine Pause einlegen, um sie verschnaufen zu lassen, und jede Zeile Text genau erklären.

Weit ist die Landschaft ringsum. Präriegras. Zusammenfallende Holzhäuser neben nagelneuen. Es gibt soviel Land, daß man nicht für nötig erachtet, das alte Haus abzureißen,

wenn man ein neues baut. Vor einem hinfälligen Farmhaus (es neigt sich, ein Parallelogramm, in einem Winkel von vierzig Grad) treffe ich einen Maler. Das Leben zeige sich hier dem Gesichtssinn, schwärmt er, als ein organischer Prozeß. Letzten Sommer in Deutschland habe er gar nichts zu zeichnen gefunden; alles schien ihm bis zur Unmenschlichkeit perfekt. Ich könnte hier zur Ruhe kommen, denke ich, und vielleicht die erforderliche Ironie finden, um das zu schreiben, was ich mit fliegendem Atem nicht zu schreiben vermag: über die Dschidiahr.



## *Amerikanische Touristen in Europa, 1988*

benehmen sich, höhnen die Westdeutschen, wie Vandalen. In fünf Minuten seien sie mit dem Louvre fertig, ohne die Treppen hätten sie ihn in zwei Minuten geschafft. Auf der Turmspitze des Kölner Doms beklagen sie schwitzend, gebe es kein Bier; außerdem erlauben sie sich die Bemerkung, bei uns in Amerika wäre in den Kirchturm längst ein Fahrstuhl eingebaut worden. Und, hach, wie sie essen: nur mit der Gabel, selbst in feineren Restaurants. Um das Maß voll zu machen, bestellen sie Wasser mit Eisstücken, die sie zumeist mit markerschütterndem Getöse kauen. Binnen zweier Wochen hopsen sie per Flugzeug durch mindestens ein Dutzend Hauptstädte, voll Unverständnis dafür, daß sie auf dem Flug Rom–Athen albanischer Politik zufolge nicht auch ein Foto von Tirana, das am Weg liegt, schießen dürfen. Am schlimmsten an der See: Du widmest dich apathisch deinem Mittagsschläfchen, und es quiekt von der Düne: Good grief, George, they are all naked! Zwei kamerabehängte, mit knallbunt karierten Kniehosen bekleidete Unholde geben sich zu erkennen. Wie geschieht mir, wenn ich derlei höre? Japsend fall ich vom Stuhl, während des Sturzes belehrt: WIR finden das gar nicht lustig. Ich flüchte auf die Toilette, um mich auslachen zu können, dort ernüchtere ich eingedenk der Erinnerung an UNSERE Befreier. Wie schaute ich drein, wenn sie in ihren über den Bäuchen spannenden Mäntelchen, eigenartigen Wollmützen, nach Knoblauch oder schlechter Seife riechend, ihren russischen Bussen entquollen, um in Zweierreihe hinter der Reiseleiterin ein Lenindenkmal zu umrunden. Um, auf die Läden losgelassen, zu hamstern, was es zu hamstern gab. Zeigte ich mich tolerant? Deutschland,

Deutschland über alles, weint, als ich zu meinen deutschen  
Gastgebern zurückkehre, das Radio. Welch ein, nach seiner  
glorreichen Geschichte, heutzutage von Barbaren heimge-  
suchtes, bemitleidenswertes Land!

Wo haben Sie nur die Plastikkühe gesehen, fragt mich Professor T., ich lebe jetzt dreißig Jahre in den USA und sah bislang keine. In Minnesota leben Sie, sag ich. Liegt Minnesota wirklich in den USA? Meine geliebten Plastikkühe fehlen. Minnesota stimmte für Dukakis, der in der »Schlamm-schlacht« (Die Zeit) des letzten Wahlkampfes als unpatriotisch verleumdet wurde. In der ganzen Großstadt Minneapolis finde ich nicht mehr als ein einziges schweinchenrosa angestrichenes, mit violetten Fensterblenden versetztes Haus. Die Bewohner sind, vermute ich, kürzlich erst zugezogen. Die Sternenbanner am Mast sind rar. In beinahe sämtlichen Highschools Minnesotas werden auch Fremdsprachen unterrichtet. Jeder Taxifahrer, dem ich sage, ich komme aus Deutschland, fragt sogleich: Ost oder West? Nachgerade ausgeschlossen ein Autosticker »Don't mess with Minnesota!« Kanadisch beeinflusst, heißt's, sei dieser Staat, und Kanada sei europäisch. Nur die Pappschachtelarchitektur außerhalb der Downtowns scheint mir dieselbe wie allerorts.

Ausgerechnet in diesem am wenigsten amerikanischen Teil Amerikas geschieht es, daß ich allmählich den fremden Blick verliere. Den fremden Blick und das fremde Ohr. Amerika wird alltäglich. Wie geht so etwas vor sich?

Unlängst, nach der Installation meines Telefonanschlusses, klingelte das Gerät morgens um halb neun. Ich hatte bis drei gearbeitet und bis Mittag zu schlafen beabsichtigt. Eine männliche Stimme sagt Hi! und beginnt emphatisch, gleichwohl mit unerhörter Geschwindigkeit, im Kennedy-Akzent, gleichsam mit Murmeln auf der Zunge, eine Rede, von der

ich so gut wie nichts zu unterscheiden vermag. Im Nachthemd, barfuß, stehe ich am Telefon, reibe den rechten Fuß, der kalt wird, an der linken Wade und versuche angestrengt herauszufinden, worum sich diese in verdreifachter Sprechgeschwindigkeit sonderbar auf- und abschwingende Ansprache dreht. Es muß, meine ich, etwas Wichtiges sein, schnattert der Sprecher doch immer aufgeregter. Womöglich, unterbreche ich ihn, sind Sie falsch verbunden? Nein, Frau Holthusen. Hier ist nicht die Holthusen-, sondern die Eckart-Residence, sag ich. Erkläre, daß ich die Nummer soeben bekommen habe und sie vorher möglicherweise einer Holthusen-Residence gehört haben mag. Ja, natürlich, Mrs. Eee-ckart, sagte ich das nicht? Und schon stürmt die Stimme in ihren seltsamen Wellenbewegungen weiter voran. Meine Verblüffung macht mich allmählich munter. Nur 35 Dollar, vernehme ich plötzlich. Enttäuscht durchfährt es mich: ein Junkcall (Junk = Schund). Davor wurde ich gewarnt. Ich kaufe nichts, sage ich hastig, will den Hörer auflegen, ins Bett zurück, was mir indessen unhöflich scheinen will. Good bye, erkläre ich entschieden. Antwort: Woll'n Sie nicht doch? Bevor ich Einspruch zu erheben vermag, nimmt die Rede ihren Lauf von vorn. Ungeduldig, mit halbem Ohr, horche ich, den linken Fuß am rechten Bein reibend. Es nimmt kein Ende. Also gut, rufe ich mit aller Kraft, eine steile Wortwoge zerstörend, die gerade brechen zu wollen schien, schicken Sie mir das Dingsbums! Ein adressierter und bereits frankierter Brief, so kommt, nun langsam und äußerst zufrieden, die Information, liegt bei. Sie brauchen nur einen Scheck beizufügen. Ihre Adresse? Ich gebe sie preis, man gratuliert mir zum Einkauf, ich knalle den Hörer auf, flüchte ins Bett. Du weißt nicht, was du gekauft hast?, hänseln mich, Stunden später, meine Kollegen. Ich kann es ja reklamieren, gebe ich, kleinmütig und unausgeschlafen, bei. Das tust du, sagen sie, bestimmt nicht. Jetzt, kurz vor Weih-

nachten, braucht man Geschenke. Gib auf dein Geld acht. Am nächsten Morgen, um die gleiche Uhrzeit, jagt mich das Telefon aus dem Schlaf. Hallo, Frau Eckart, begrüßt mich süßholzraspelnd eine Frauenstimme in dem mir vom Vortag bereits bekannten Akzent. Sie haben bei uns (eine Bostoner Adresse) gestern ein Fotoalbum über China bestellt. Wir haben auch noch, falls Sie daran interessiert sind, Bildbände über Japan, Neuseeland, Brasi... Mit einem vogtländischen Jähzornsanfall, den ich letztmalig in Ostberlin, nachdem meine Wohnung in meiner Abwesenheit polizeilich durchwühlt worden war, von mir gegeben hatte, fordere ich die Lady auf, sich zum Teufel zu scheren. Wie bitte? Die Stimme fragt erschrocken. Ich habe, fällt mir ein, Deutsch gesprochen. Fluchen auf amerikanisch hab ich noch nicht gelernt. Sie können auch, fügt die Stimme behutsam hinzu, die ganze Reihe abonnieren. Dann bekommen Sie die Bände um soundso viel billiger. No, brülle ich, do you understand? No no no... und höre nicht eher auf, bis am anderen Ende der Hörer sacht aufgelegt wird.

Junkcalls also. Mit der Junkmail hab ich mich bereits abgefunden. Pfundweise schleppt der Briefträger sie heran. YOU WILL BE RICH IF YOU RETURN THE WINNING ENTRY. Auf Glanzpapier Pizzareklame, Stiefel, Reisen nach Hawaii. Immer ist angeblich alles on sale.

Erschreckend rasch gewöhnt sich Auge/Ohr an die Entzauberung der Kommunikation. I don't want to buy anything, erkläre ich höflich, sobald eine mir unbekannte Stimme am Telefon was auch immer herunterzuschnattern beginnt, und bleibe dabei, wiewohl der Chinabildband, ich reklamierte ihn natürlich nicht, mich mittlerweile erfreut.

Indessen halten mich Junkcalls und Junkmail von dem ab, womit ich gerade beschäftigt bin. Es ist in etwa so viel aus dem Fenster geworfene Zeit, errechne ich, wie vormals jene, die vom Schlangestehen beansprucht wurde. Was macht den

Unterschied? Im Kapitalismus vergeude ich meine Zeit bequemer. Nicht an irgendeiner zugigen Ecke der Leninallee, einen Stiefelabsatz in Hundekacke, inmitten trauriger, verkniffener Gesichter, ich vergeude sie in meinem gemütlichen Pappschachtelhaus, die ewigen Eiszapfen Minnesotas am Dach des Nachbarhauses im Fenster. Es versteht sich, daß unterdessen ein Telefon neben meinem Bett steht, ein anderes auf dem Schreibtisch.

I don't want it, flöte ich unausgesetzt, I am sorry, wiewohl ein Fluch – ich hab unterdessen amerikanische Flüche auf Lager – als Antwort gemäßer wäre.

Zufällig erreichten mich diese ersten Junkcalls aus Boston. Die Gier des Sale-Personals Minnesotas, mir per Telefon eine Ware andrehen zu wollen, steht indes, so sollte sich bald herausstellen, der meines übrigen Amerika nicht nach.

2

Gus Hall, Chef der KP der USA, bemerkt in der NEW YORK TIMES vom 8. 12. 1988 unzufrieden, Gorbatschow solle auf seiner New-York-City-Besichtigungstour nicht den Trump Tower, sondern die Slums von New York besichtigen. Trump Tower sei nicht Amerika. Der Chef seiner vergötterten Sowjetunion, so bangt er, könne ein einseitiges Bild von diesen USA bekommen.

Ich, der Slums unkundig, laufe die gleiche Gefahr. Offenbar ist, was ich sehe, gar nicht Amerika. Wo kann ich hier Slums sehen, frag ich in Minneapolis, und wiederum erweist sich, Minnesota liegt nicht in den USA. »Richtige« Slums? fragt man und will offensichtlich einer ähnlich haarsträubenden Bemerkung meinerseits vorbeugen, wie sie Solschenizyn angesichts eines Slums, der ein »falscher« gewesen sein mußte, tat. Die leben hier besser, äußerte er, als russische Arbeiter.

Um richtige Slums zu sehen, mußt du, bekomme ich Auskunft, nach Chikago fahren. Wie lange fahre ich bis dorthin? Ich hab mir für die Slums, was zynisch klingen mag, ein Wochenende vorgenommen.

Für zwei Tage, höre ich, ist das zu weit. Ich verschiebe die Slums auf irgendwann einmal. Bis dahin, so stellt sich auf dem Frankfurter Flughafen im Gespräch mit einem ehemaligen Arbeiter aus Dresden, derzeit arbeitsloser Staatsbürger der Bundesrepublik, heraus, war ich tatsächlich nicht in Amerika.

Er komme, halbverhungert, soeben von dort zurück. Ich wolle ebenfalls aus Amerika kommen? Er betrachtet mich skeptisch. Ich sehe so sauber und wohlgenährt aus.

WO warst du? frage ich verblüfft.

In Baltimore, Washington und New York. Diese Orte liegen angeblich in Amerika, er habe jedoch den Eindruck gewonnen, in Afrika gewesen zu sein. Denn Weiße habe er, die Flughäfen ausgenommen, drei Wochen lang nicht gesehen.

Jochen, bislang nur mit Reisen in sozialistische Länder vertraut, hatte einen Flug gebucht: Frankfurt, New York, Washington, Baltimore, Frankfurt. Vor den jeweiligen amerikanischen Flughäfen hatte er den jeweils schwarzen Taxifahrern jeweils mit drei Worten Englisch treuherzig erklärt, er habe als Arbeitsloser gegenwärtig kaum Geld und möchte deshalb bitte in die Gegend der Stadt mit den billigsten Unterkünften gefahren werden. Er hatte drei Städte mit Slums erwischt und wurde dreimal dorthin gebracht, wo sich augenscheinlich »richtige« Slums befunden haben mußten. Jochens Gesamteindruck war von Entsetzen geprägt: nur Dreck, sagt er, hab ich gesehen. Zerbrochne Häuser, wirbelnde Papierfetzen. Zum erstenmal hatte er Heimweh nach Dresden. Zu allem Überfluß wurde er, im Slum von Baltimore, auch noch seiner gesamten Barschaft

beraubt. Nach drei Tagen Hunger und Übernachtung in U-Bahnhöfen, brach er die Reise vorzeitig ab.

Warisch nu, fragt er mich, in Amerika oder ni?

Wer weiß, sage ich und zucke ratlos die Achsel. Was würde Gorbatschow nach seiner New-York-Sightseeing-Tour antworten?

### 3

New York, Washington, Baltimore liegen, so Jochens Eindruck, in Afrika. Über den Universitätscampus von Minneapolis spazierend, frage ich mich, ob ich nicht versehentlich nach Asien ausgewandert bin. Wo sah ich je so viele schlitz-äugige Gesichter?

In den umliegenden Straßen dominiert der Duft nach chinesischer Küche, so verführerisch, daß selbst die in ihren Eßgewohnheiten heruntergekommenen Amis nicht umhinkönnen einzukehren. Was ist ein fetttriefender Hamburger gegen Mock Duck mit Broccoli?

Vermutlich hält sich ein Großteil Asiaten mit einem Studentervisum in Amerika auf. Doch viel mehr als vermutet, erfahre ich, sind Amerikaner. Die einwandernden Asiaten integrieren sich mit rasender Geschwindigkeit. Ihre vor Fleiß und Intelligenz sprühenden Kids schnappen mit Leichtigkeit den hartschädlichen amerikanischen Farmerabkömmlingen die Leistungsstipendien weg.

Auf einer Lehrertagung in Saint Paul zeigt die vor 20 Jahren in die USA eingeheiratete und von der Natur etwas stiefmütterlich behandelte Hamburgerin Renate mit einem überschwenglichen Kommentar ein Foto von ihren Kindern herum, ein Zwillingsspärchen.

Mann/Frau blickt erstaunt auf das Lichtbild.

Ist Ihr Mann, kommt verlegen die Frage, Chinese? Oder haben Sie die Kinder adoptiert?



Warum adoptierten Sie ausgerechnet Kinder asiatischer Abstammung?

Ach, wissen Sie, sagt Renate trocken, mein Mann ist schwarz und wollte kein weißes Kind adoptieren. Ich wollte kein schwarzes, so einigten wir uns auf gelb.

Warum lügen Sie, frage ich Renate später auf einem Spaziergang, ich saß neben Ihnen und sah zufällig Ihre anderen Fotos. Ihr Mann ist weiß.

Auf dumme Fragen, sagt sie, gebe ich gewöhnlich dumme Antworten.

Renate wollte nie Kinder, eingedenk ihrer eignen, unerfreulichen Kindheit. Da wurde ihr Mann, ein GI, auf Taiwan stationiert, sie lebten dort einige Jahre. Eines Tages besucht Renate eine Ärztin, die händeringend neben einem Körbchen mit zwei Neugeborenen steht. Ihre obdachlose und halbverhungerte Mutter habe sie ausgesetzt. Wohin damit? Sie selbst könne sie nicht behalten. Ach, wissen Sie, sagte Renate forsch, meine Freundin in Hamburg möchte ein Kind adoptieren. Der bring ich sie. Nach einer Schlacht durch bürokratisches Gestrüpp erhält sie die nötigen Genehmigungen zur Aus- und Einfuhr von Kindern, fliegt nach Hamburg, wo die Freundin nach einem Blick in den Korb den Verstand verliert: Von zwei Kindern, noch dazu farbigen, sei nie die Rede gewesen. Renate ficht ein weiteres Mal mit Bürokraten, fliegt samt Korb zurück, fragt verzweifelt ihren Mann, was tun? Gib her, sagte der, guckt ins Körbchen, adoptiert.

Unterdessen sind die Kinder neunzehn, haben wegen außergewöhnlicher Intelligenz Schulklassen übersprungen, studieren in Yale. Aber das Wichtigste ist, sagt Renate, sie sind so gut. Solche Kinder, sie schluckt, hätten wir selbst nie zustande gebracht.

Derlei Geschichten über asiatische Wunderkinder höre ich häufiger. Ist's Fleiß? Ein besonderes Gewürz im Gehirn?

Asien, heißt's, gehört die Zukunft. Und ich, frischgebackne Amerika-Einwanderin, denke erleichtert, glücklicherweise ist dieses Land hinreichend asiatisch bestückt. In fünfzig Jahren wird der Präsident der Vereinigten Staaten asiatischer Abstammung sein. Irre ich mich, wie ich mich bei Bush und Dukakis geirrt habe?

4

An dieser Stelle sollte vom berühmten Wetter Minnesotas die Rede sein und meiner nachträglich erwachten großen Liebe zum Golfstrom. Indes, der Sprecher eines öffentlichen Fernsehprogramms Minnesotas preist soeben in den Nachrichten ein Gerät (für 500 Dollar) an, das mir erwähnenswert scheint. Melancholie, verdrießliche Stimmung, ja Welt-schmerz, vom Wetter Minnesotas etwa hervorgerufen, ziehe es aus dem Gehirn. Eine Stunde täglich verbringen Sie vor einer speziellen Lampe (eine Frau, augenscheinlich ihrer Fettleibigkeit wegen nicht gut gelaunt, führt's vor), und siehe da, Sie lachen wieder. Ein Faschingsscherz? Der Sprecher, will mir scheinen, meint es ernst. Zieht sogar eine wissenschaftliche Autorität heran. Die dicke Frau lacht nach der zwanzigsten Behandlungsstunde demonstrativ zur Beglaubigung. So sei sie, äußert sie zufrieden, wieder GESELLSCHAFTS-FÄHIG. Liegt, durchschießt's mich bei dem letzten Wort, Amerika in der DDR? In jenem Land (wo liegt das gleich?) gilt ebenfalls Weltschmerz als unangebracht. Einst war mir jedenfalls auf einer FDJ-Versammlung vorgeworfen worden, mein bereits wochenlang hängender Kopf zeuge von mangelndem Klassenbewußtsein, was den Tatbestand indes verschlimmerte. Mein Kopf hing, erschüttert, noch tiefer.

Wäre mir, denke ich, statt der nachdrücklichen Aufforderung, optimistischer dreinzuschauen, als ein Wink mit dem Zaunpfahl diese Maschine empfohlen worden, ich hätte sie, vermutlich, vor Lachen nicht nötig gehabt.

Amerikas Wunderglaube an die Technik! Sollte sich herausstellen, die Dürre des letzten Sommers rühre in der Tat, wie Wissenschaftler wissen wollen, vom Treibhauseffekt her, schösse in Amerika ein neuer Industriezweig aus dem Boden. Man würde, statt zu überlegen, wie der teuflische Effekt zu bremsen sei, zur seelischen Beruhigung der Farmer hochtechnologisch ausgetüftelte Geräte bauen.

5

Minnesota, haben wir gehört, liegt möglicherweise nicht in Amerika, welches wiederum in Afrika oder Asien vermutet wird, wenn nicht gar, haha, in der DDR. Meine Geographiekennntnisse verwirren sich. Der gute fremde Blick geht weg. Ich veramerikanisiere. Wird Deutschland, wenn's so weitergeht, auf einer Insel zwischen Japan und den Philippinen liegen?

Nachtrag: Der Herbst Minnesotas.

Die Laubfärbung der amerikanischen Bäume ist intensiver, schwärmte meine Kollegin (Österreicherin). Hast du Minnesotas Herbst gesehen?

Ich warf einen Blick aus dem Fenster. Übereinandergetürmt die rostroten Backsteinklötze der University, die wievieltgrößte der USA? Nach dem eben Gehörten kroch in mir heute bei diesem Anblick so etwas wie Grauen hoch. In einen Park, beschloß ich! Sofort nach dem Unterricht. Meine Studenten legten mir den Como-Park ans Herz.

Ich nahm den Bus, dessen Route, meinen Kartenlesekünsten

nach, den Como tangieren müßte. (Da ich gleich mächtig über die Amis herziehen werde, sei der Gerechtigkeit halber vorweggeschickt, ich hatte die Karte verkehrt gelesen! Der Bus pflegte mitnichten am Como vorbeizufahren, brachte mich jedoch nichtsdestoweniger an mein Ziel. Der Busfahrer beratschlagte nämlich, über den Stadtplan gebeugt, mit den Passagieren, wie mir zu helfen sei. Mit allseitigem Einverständnis verließ das Gefährt seine tägliche Route. Als ich am Como ausstieg, wurde mir sogar gewinkt.)

Der Como also. Mit geweiteter Seele wandte ich mich ihm zu. Wo war er? Nach einem Schild mit dem Namen des Parks, begann eine Straße, mit Staub und Knüllpapier verziertes Gebüsch säumte sie beiderseits. Ungeduldig tappte ich dahin. Straßenkreuzer und japanische Sportwägelchen rollten, anscheinend heiter, an mir vorüber. Wenigstens, gestand meine Trabant-gewohnte Nase zu, dufteten die Abgase erträglich. Gigantisch trat ein Parkplatz in mein Blickfeld, den kleinere Straßen strahlenförmig verließen. Ein Picknickplatz mit Bänken und Geräten zum Würstchengrillen. Dahinter eine weite Grünanlage, auf die ich mich, selbstredend, stürzte. Zerzaustes Gesträuch hier und da, hübsch knüllpapiergeschmückt. Rasenmähdmaschinen sowie Golfspieler auf ihren motorisierten Wägelchen ratterten an mir vorüber. Endlich ein Gewächs, das ich als Baum bezeichnen konnte – umkreist von einer Blätterkehrmaschine. Knirschend stürzte sie sich auf jedes herabsegelnde Blatt. Nach der Grünanlage abermals ein Parkplatz, akkurat mit weißen Linien unterteilt. Makellos aalte er sich in der Sonne. Ihn löste das gemauerte Bett eines künstlichen Teichs ab. Betonputten. Dann wieder ein Stück Grünanlage (mit Baum samt Blätterkehrmaschine), von der aus ich, mein Herz schlug höher, den See schimmern sah. Bevor ich ihn erreichte, wurde mir abverlangt, durch aufgebaggertes Erdreich zu stapfen. Dumper, Bagger lärmten. Es roch nach